

ANDREAS KEMMERLING

Deutsch als Sprache der Philosophie

Wieweit ist das in Gegenwart und Zukunft noch möglich?

Die kurze Antwort auf diese Frage: Es besteht kein Grund zur Besorgnis.¹ Deutsch ist als eine Sprache der Philosophie – wohlgemerkt: eine – gegenwärtig vorhanden und auf absehbare Zukunft nicht bedroht. Deutsch ist eine lebende Regionalsprache der Philosophie und wird es bleiben. In meiner längeren Antwort möchte ich mich nun auf einen kleinen Punkt konzentrieren, in dem es weniger um eine mögliche Bedrohung des Deutschen geht als um eine der Philosophie.

Ein paar Dinge vorab. Was Philosophie ist und sein soll, ist unter Philosophen umstritten. Meine Auffassung davon, was Philosophie ist und welche besondere Rolle Sprache für sie und in ihr spielt, ist zwar die vernünftigste, die ich kenne, aber sie ist nicht repräsentativ. Der Einfachheit halber spreche ich geradeheraus für mich und überlasse es Ihnen, Abstriche zu machen.

Es geht mir, wenn ich von der Philosophie spreche, vornehmlich um die zeitgenössische Philosophie in der westlichen Welt. Doch auch das ist immer noch ein sehr inhomogenes Gebilde, zersplittert in Strömungen, Schulen und Moden, die einander im besten Fall wenigstens befehden. Der häufigere Fall ist das wechselseitige achselzuckende Ignorieren. Ich beklage das nicht, stelle es nur fest. Um Sie daran zu erinnern, daß ich, wenn ich von der Philosophie spreche, mir die von Ihnen vielleicht erwartete Sachkenntnis nur im Hinblick auf einen eher schmalen Bereich anmaße. Vieles aus der zeitgenössischen Philosophie kenne ich nur aus dem Feuilleton, und was ich dort finde, reizt mich fast nie, mehr – noch mehr – darüber zu lesen.

Genug der Vorbemerkungen. Sie sind gewarnt. Nun zur Sache.

Deutsch war niemals die Sprache der Philosophie. Latein war das einmal. In ganz Europa philosophierte man bis tief ins siebzehnte Jahrhundert auf lateinisch. Heute ist das Englische die Sprache, in der Philosophen verschiede-

¹ Dank an Christian Meier, der mir diese Frage gestellt hat. Dank besonders an Hartmut von Hentig, der mich auf manche sprachliche und inhaltliche Ungeschicktheit hingewiesen hat.

ner Muttersprachen miteinander reden. Das Deutsche war niemals eine internationale Sprache der Philosophie. Es mag sein, daß es Zeiten gab, in denen es öfter als heutzutage geschah, daß jemand eigens deshalb Deutsch lernte, weil er an einem bestimmten Autor oder philosophischen System interessiert war. Er wollte dann vielleicht Kant oder die deutschen Idealisten im Original lesen, oder Schopenhauer oder Nietzsche oder Husserl oder Heidegger oder Wittgenstein. Doch selbst zu den Zeiten, als die Werke deutschsprachiger Philosophen ihren größten Einfluß auf die internationale philosophische Diskussion hatten, war Deutsch nicht die Sprache der Philosophie.

Aber Deutsch war und ist die Verkehrssprache der deutschsprachigen Philosophen. Dies ist wohl seit dem beginnenden 18. Jahrhundert so, als Christian Wolff seine einflußreichen Lehrbücher auf deutsch verfaßte. Nun müssen wir allerdings beachten, daß die Verkehrssprache der deutschsprachigen Philosophen nicht einfach »das« Deutsche ist (das es ja ohnehin nur in der Existenzform einer nützlichen Fiktion gibt). Die Sprache, in der die deutschsprachigen Philosophen miteinander philosophieren, ist eine deutschbasierte Fachsprache. Sie enthält eine Vielzahl von Termini, die dem Deutschen selbst nicht angehören: a priori, analytisch, Syllogismus, modus ponens, starre Designation, Quale, enger Inhalt, Apperzeption, Illokution, intrinsische Qualität, Entität, Diagonal-Proposition, Supervenienz, De-re-Intentionalität und so weiter. Daß diese Fachterminologie in der jüngeren Vergangenheit immer stärker anglisierend ausfällt, geht in Ordnung. Neue Fachterminologie sollte sich, wenn nichts deutlich dagegen spricht, nach der internationalen Verkehrssprache des Fachs ausrichten.

Wenn nichts deutlich dagegen spricht. Manchmal spricht aber etwas deutlich dagegen. Ich gebe ein Beispiel. Ein bestimmter Argumentationsfehler wird im Englischen als »begging the question« bezeichnet. Dafür gibt es im gewöhnlichen Deutschen die Wendung: »dasjenige voraussetzen, was erst zu beweisen wäre«; und es gibt in der deutschen philosophischen Fachsprache die Bezeichnung »petitio principii«. Wäre nun in einem deutschen Text von einer Begging-the-question-Argumentation die Rede, bezeugte das nichts so sehr wie dies: daß der Autor die wirkliche Bedeutung dessen, wovon die Rede ist, oder die bereits verfügbaren sprachlichen Möglichkeiten, die das Deutsche und seine fachsprachlichen Anreicherungen bieten, nicht gemeistert hat. – Man mag vielleicht einwenden: Dies Beispiel betrifft doch gar nicht *neue* Fachterminologie. Wohl wahr. Der Fehlschluß ist seit mehr als zweitausend Jahren durchschaut und hat in jeder Sprache unseres Kulturkreises einen Namen. Dennoch geht heute manch einem deutschen Philosophen das »begging the question« glatter von den Lippen und von der Tastatur seines Personal Computers als die verfügbaren deutschen Alternativen.

Ich frage mich *nicht*, woher das kommt. Dazu erinnere ich mich noch gut genug an die Zeit, als ich alles, was ich auf englisch sagen konnte (oder glaubte, auf englisch sagen zu können), auf englisch sagte, weil es so für mich *hip* und *cool* klang – oder weil ich gar meinte, damit besonders feine Nuancen zu erhaschen, die im Deutschen nicht mit einfachen Wörtern zu treffen seien. Über Jahre hinweg glaubte ich, das englische ›shelter‹ müsse einen subtilen Bedeutungsunterschied zum deutschen ›Schutz‹ aufweisen; das englische Wort müsse etwas Feineres, Tieferes und das Gemüt unmittelbarer Ansprechendes bezeichnen – etwas, das auf tiefere Geborgenheit verweist als das mir irgendwie amtlich klingende Wort ›Schutz‹. Wie kam ich darauf? Mein Lieblingslied trug (und trägt übrigens immer noch) den Titel *Gimme shelter*. Ich hätte mir nicht vorstellen können, daß mich ein Lied mit dem Titel »Gib mir Schutz« hätte hinreißen können.

Der Faszination des Englischen und Amerikanischen bin ich selbst erlegen. Homer, Horaz und Hölderlin waren vom Unterrichtsplan verordnet, und die Interpretationen waren uns vorgezeichnet. *Selbst* zu übersetzen und zu deuten versucht haben wir damals die Beatles, die Rolling Stones und Bob Dylan. Das war in vielerlei Hinsicht eine Befreiung. Von dem pädagogisch Vorgekauften, zum Beispiel. Auch von den Lehrern. Selbst unsere Englischlehrer hätten uns nicht weiterhelfen können bei vielen Fragen, die den zeitgenössischen Slang und allerlei neueste erotische Nebenbedeutungen oder Anspielungen auf Drogen betrafen. Kurz, ich kann sehr gut verstehen, wie die Freude am frisch erlernten Englisch es mit sich bringen kann, daß man sein Deutsch stärker mit englischen Wendungen und Floskeln anreichert, als es der Inhalt des Gesagten erfordert. Man findet es lässig und fühlt sich gut dabei. Dagegen ist nichts zu sagen. Ich finde es manchmal nicht schön, was dabei herauskommt. Aber mir kommt es hier auf etwas anderes an.

Es gibt eine gewisse Gefahr für das Deutsche als Verkehrssprache der deutschsprachigen Philosophen, die mit sprachpflegerischen Besorgnissen um den Erhalt des Deutschen – in einer möglichst »reinen« Form – nichts oder nur sehr wenig zu tun hat. Diese Gefahr betrifft die deutschsprachigen Philosophen in besonderer Weise, weil sie es mit dem Deutschen in einer besonderen Weise zu tun haben.

Lassen Sie mich das erläutern. Der gewöhnliche Wissenschaftler – etwa der Geologe oder der Astronom –, der seine fachlichen Hypothesen, Erklärungen und Einwände auf deutsch entwickelt, bedient sich des Deutschen als eines Verständigungsinstruments. Weiter interessiert ihn (als Geologen oder Astronomen) das Deutsche nicht. Anders der Germanist, für den das Deutsche den Erkenntnisgegenstand abgibt. Wenn er auf deutsch seine diesbezüglichen Hy-

pothesen und Erklärungen entwickelt, bedient er sich natürlich ebenfalls unserer Sprache als eines Verständigungsinstruments, aber das Deutsche interessiert ihn dabei auch noch in anderer Hinsicht: Es ist ja das, wovon er redet.

Wie steht es im Hinblick auf diesen Kontrast mit dem Philosophen, der auf deutsch philosophiert? Nun, anders als der Germanist ist sein Erkenntnisgegenstand natürlich nicht die deutsche Sprache. (Selbst die Sprachphilosophie hat nicht das Deutsche zum Erkenntnisgegenstand, sondern vielmehr das Wesen oder den Begriff von Sprache.) Ist der Philosoph in der für uns wichtigen Hinsicht also in der gleichen Lage wie z. B. der Astronom: Ist ihm am Deutschen nur als einem Verständigungsinstrument gelegen, dessen er sich bedienen kann, um seine Hypothesen und Erklärungen darzulegen?

Keineswegs, der Philosoph hat ein darüber hinausgehendes, ein tieferreichendes Interesse am Deutschen. Und dies hat mit der Besonderheit dessen zu tun, was Philosophie ist und was man beim Philosophieren tun muß. Zu dem, was beim Philosophieren getan werden muß, gehört es, im Hinblick auf gewisse Dinge deren begriffliches Wesen einzufangen: Klarheit darüber zu schaffen, was wesentlich dazugehört, ein solches Ding zu sein. Wenn der Philosoph sich, von Berufs wegen, dafür interessiert, was ein Traum ist, dann will er wissen, was zum Begriff des Traums gehört. Weder versucht er dann, etwas über die Beschaffenheit der Abläufe im Hirn eines träumenden Lebewesens in Erfahrung zu bringen, noch etwas über das Wort ›Traum‹. Die Physiologie des Träumens ist so wenig sein Thema wie die Semantik oder Etymologie des Wortes ›träumen‹. Er wird versuchen, das Wesen des Träumens zu ergründen – und zwar dessen begriffliche Merkmale, nicht dessen universale natürliche oder sprachliche Bestimmungen.

Lassen Sie mich dies kurz erläutern. Mit dem Träumen könnte es – wie wir uns ausmalen wollen – unter anderm auch folgende Bewandnis haben: Der Prozentsatz von Phosphor im Blut darf den Wert x nicht unterschreiten, damit eine Kreatur träumt. Kein Traum in der Welt ohne x Prozent Phosphor im Blut, dies sei eine naturwissenschaftlich bestens untermauerte Tatsache. Sie beträfe das natürliche Wesen des Träumens. Es wäre dann eine universale natürliche Bestimmung des Träumens, daß es ohne Phosphor nicht abgeht. – Mit dem Wort ›träumen‹ könnte es folgende Bewandnis haben: Ein sinn gleiches Wort gibt es nur in einer Sprache, in der es auch ein Wort für Müdigkeit gibt. Keine ›Traum‹-Sprache in der Welt, die nicht auch eine ›Müdigkeit‹-Sprache ist; dies sei eine sprachwissenschaftlich bestens untermauerte Tatsache. Sie beträfe das Wort ›träumen‹. Es wäre dann eine universale sprachliche Bestimmung des Wortes ›träumen‹, daß es ohne das Wort ›müde‹ nicht auftritt.

Solche Tatsachen würden – oder sollten – den Philosophen kaltlassen. Begrifflich gesehen hat das Träumen weder etwas mit Phosphor noch mit Müdigkeit zu tun. Der Begriff des Träumens hat zum Beispiel etwas damit zu tun, daß das, was geträumt wird, nicht in einer erkenntnisträchtigen Beziehung zu dem steht, was gleichzeitig in der Umgebung des Träumenden geschieht. Wohingegen, um ein Kontrastbeispiel zu nennen, das, was wahrgenommen wird, sehr wohl in einer erkenntnisträchtigen Beziehung zum gleichzeitigen Geschehen steht. Was dafür spricht, daß Träume keine Wahrnehmungen sind. Und dies wiederum interessiert den Philosophen. Denn wenn Träume, begrifflich gesehen, keine Wahrnehmungen sind, dann ergibt sich daraus vielerlei, was die Einordnung dieses Phänomens in die große metaphysische Ordnung betrifft. Es wäre dann z. B. von vornherein heikel, das Träumen wie ein Sehen mit geschlossenen Augen zu behandeln. Und so weiter.

Ein Kernstück philosophischen Arbeitens besteht darin, das begriffliche Wesen gewisser Dinge (Wahrheit, Erkenntnis, Freiheit, Schönheit, Mensch, Objektivität, Denken, Wert usw.) zu durchdringen – oder dies zumindest zu versuchen. Diese Arbeit besteht darin, begriffliche Verbindungen zu entdecken – oder falsche Behauptungen über das Bestehen solcher Verbindungen zu widerlegen. Die Erkundung eines Begriffs ist die Erkundung seiner Beziehungen zu andern Begriffen.

Eine These, die ich hier nur aufstellen und nicht begründen möchte, lautet: Für einen gewöhnlichen deutschen Muttersprachler ist die deutsche Sprache das weitaus beste Instrument, um sich einen sei's auch vorläufigen und fehlbaren Eindruck von derartigen begrifflichen Verhältnissen zu verschaffen. Die den Inhalt sprachlicher Ausdrucksweisen betreffenden Unterschiede, Ähnlichkeiten und Nuancen, die mir dank meiner Beherrschung des Deutschen wie selbstverständlich zur Verfügung stehen, sie sind der beste mir verfügbare Ausgangspunkt bei dem Versuch, begriffliche Verhältnisse einzuschätzen. Wenn ich mich frage (und als Berufsphilosoph frage ich mich so etwas von Berufs wegen), ob der Begriff des Wissens den Begriff der Gewißheit umfaßt, dann überlege ich mir auch: Wie wäre eine Behauptung vom Schlage der folgenden aufzunehmen: »Peter wußte zwar, daß sein Auto in der Reparatur war, aber er war sich dessen nicht sicher«? Ich frage mich dann zum Beispiel, wie ich selbst auf solch eine Bemerkung reagieren würde; ob es zusätzliche Erläuterungen geben könnte, die meine Irritation beseitigen. Solcherlei Überlegungen geben mir einen ersten, sehr hilfreichen Anhaltspunkt über die begrifflichen Verhältnisse zwischen Wissen und Gewißheit.

Überlegungen dieses Schlages haben es sehr häufig mit der Frage zu tun, ob gewisse Ausdrucksweisen komisch klingen, und woran das liegt, daß sie ko-

misch klingen. Sie haben es häufig mit der Frage zu tun, welche von mehreren in Frage kommenden Ausdrucksweisen eine gewisse Situation am angemessensten beschreibt. Und solche Überlegungen kann nur derjenige anstellen, der über die betreffenden Ausdrucksweisen verfügt, ihre Nuancen wahrnimmt – jemand, der eine normale Sprache wie das Deutsche, das Englische oder das Italienische wirklich beherrscht.

Und hier gibt es eine Entwicklung im deutschsprachigen Philosophieren der Nachkriegszeit, von der ich berichten möchte. Deutsche Philosophen, wie ich von jetzt an der Kürze halber sagen möchte – ohne damit die Österreicher, Schweizer, Liechtensteiner oder Luxemburger von dem auszunehmen, was folgt –, deutsche Philosophen sprechen zunehmend ein deutsch/englisches Mischmasch, von dem sie, was schlimm ist, gar nicht merken, daß es das ist, und mit dessen Benutzung sie, was schrecklich ist, inhaltliche Schnitzer begehen, fördern und weitertragen.

Bevor ich ein paar Beispiele für das gebe, was ich meine, möchte ich Sie noch einmal daran erinnern, daß es mir nicht um Sprachpflegerei oder andere Sentimentalitäten geht. Das Deutsch der Philosophen ist ein fachsprachliches Deutsch, und in den Fachsprachen ist ein Zug zum Internationalismus unvermeidlich, was unter den gegebenen Bedingungen darauf hinausläuft, daß die in letzter Zeit entstandene und in absehbarer Zukunft entstehende neue Fachterminologie ihre fremdsprachliche Herkunft (zumeist aus dem Englischen) nicht verleugnet – und daran ist nichts auszusetzen. Wenn jemand in einem auf deutsch abgefaßten fachphilosophischen Text von ›transworld‹-Identität oder einer ›slippery slope‹-Argumentation spricht, dann ist das in Ordnung. Es gibt für das, was da gemeint ist, keinen eingebürgerten Ausdruck im Deutschen, und in diesem Fall ist die Übernahme des englischen Terminus technicus eine sei's auch nicht schöne, aber immerhin saubere Lösung, die keinen Anlaß zu Irrtümern bietet. So sind Fachsprachen eben.

Die Dinge liegen anders, wenn (1) für den englischen Fachterminus schon ein bestens eingeführter deutscher vorhanden ist, oder wenn (2) der vermeintliche Fachterminus des Englischen gar keiner ist, oder wenn (3) der Ausdruck im Englischen zwar ein Terminus technicus ist, im Deutschen aber nicht. Ich gebe für jeden der drei genannten Fälle ein Beispiel.

(1) Der erste Fall ist der harmloseste; die Verwirrung, die er stiftet, ist zumeist wohl eher gering. Ein Beispiel für Tausende. Da ist der von Chomsky geprägte Terminus ›linguistic competence‹, der in der Sache nichts anderes bezeichnet als ›Sprachbeherrschung‹. Nun hat Chomsky nicht das Wort ›mastery‹ gewählt, sondern eben ›competence‹, und das durfte oder (mußte vielleicht sogar) bei der Eindeutschung seines Fachterminus berücksichtigt werden. Also gut, so sei es,

dann also ›Sprachkompetenz‹ statt ›Sprachbeherrschung‹. Heute liest man aber oft ›linguistische Kompetenz‹, und das legt den Gedanken nahe, es könne wirklich eine linguistische Kompetenz gemeint sein. Doch nun gebe ich ein englisches Beispiel und bitte, auf den unterschiedlichen Klang und Sinn zweier nachfolgender Übersetzungen zu achten. Das Beispiel: »At the age of nine, every normal child has acquired a linguistic competence which allows him or her to understand sentences which ...«. Einmal so: »Mit neun Jahren beherrscht jedes normale Kind seine Sprache so weit, daß es ...«. Und nun so: »Mit neun Jahren hat jedes Kind sich eine linguistische Kompetenz angeeignet, die es ihm erlaubt, ...«. – Gemäß der ersten Übersetzung hat das Kind seine Muttersprache erlernt; der zweiten zufolge hat es Sprachwissenschaft betrieben.

(2) Der zweite Fall ist viel schlimmer. Ich gebe wiederum ein Beispiel. Das Verb ›to refer‹ und das dazugehörige Nomen ›reference‹ sind gewöhnliche Wörter der englischen Umgangssprache. Man sagt im Englischen z. B.: »The expression ›bishop of Rome‹ refers to the Pope«, auf deutsch: Der Ausdruck »Bischof von Rom« bezieht sich auf den Papst. Oder: »When Paul said ›He is crazy,‹ he referred to Otto«; zu deutsch: Als Paul sagte: »Der ist verrückt«, meinte er (sprach er über) Otto.

›To refer to‹ ist also eine ganz und gar untechnische Wendung der englischen Sprache, deren beide gerade vorgeführten Verwendungen sich auch ohne große Umstände mit einer deutschen Wendung wiedergeben lassen: z. B. mit ›sich beziehen auf‹. Auch im Deutschen können sowohl Wörter sich auf etwas beziehen, als auch Menschen.

In der deutschsprachigen Philosophie gibt es neuerdings einen Fachterminus namens ›referieren auf‹ bzw. ›Referenz‹. Er entstand daraus, daß man ›reference‹ und ›refer to‹ in englischen Arbeiten für Fachtermini hielt. Was soll so schlimm daran sein? Nein, nicht der häßliche Klang, den ein Satz wie »Paul referierte auf Otto« unzweifelhaft hat. Nein, nicht die absurde Überflüssigkeit einer solchen Wendung, die zu ihrem häßlichen Klang noch hinzukommt. Es ist die inhaltliche Verwirrung, die durch so etwas gestiftet wird. Viele Philosophen, die heute das Wort ›Referenz‹ verwenden, wissen gar nicht, wovon sie reden. Doch sie wüßten, wovon sie reden, wenn sie ›Bezugnehmen‹ sagten (was ja auch kein schönes Wort ist). Damit wären sie sprachlich zuhause. Zwar weiß man auch zuhause oft nicht, wo jedes einzelne Ding sich aufhält, an dem einem gerade gelegen sein könnte; aber wichtige Dinge haben zuhause einen leidlich vertrauten Platz. Dort sucht man die Dusche nicht im Bett. Ausnahmen gibt es immer.

Ich sagte, daß viele Philosophen, die heute das Wort ›Referenz‹ verwenden, mit diesem Wort gar nicht zuhause sind. Sie glauben, wenn sie ›referieren auf‹

sagen, sie sprächen von etwas ganz ausgesucht Subtilem, von etwas, das philosophisch so fein und theoriebeladen ist wie das transzendente Apperzipieren. Wird ihnen erklärt, daß es sich um nicht anderes dabei handelt als das gewöhnliche englische Wort für »sich auf etwas beziehen«, fallen sie manchmal aus allen Wolken und sind regelrecht enttäuscht – soweit sich ein abgebrühter Student Enttäuschung noch anmerken läßt.

Eine Anekdote mag ich mir an dieser Stelle nicht verkneifen. Gegenüber dem wissenschaftlichen Lektorat eines sehr großen deutschen Verlags, für den ich ein auf englisch verfaßtes Buch übersetzte, mußte ich mich einmal dafür rechtfertigen, daß ich »to refer to« nicht als »referieren auf« und »reference« nicht als »Referenz« übersetzen wollte. Der Lektoratsgewährsmann (selbst ein Übersetzer) war sehr entgegenkommend und rührend freundlich. Aber in einem war er fest. Unerbittlich entschlossen. Er verlangte von mir jenes *besondere* »Referieren auf«, das nie bloß ein Bezugnehmen sei. Und er führte beeindruckende Autoritäten ins Feld: auch der bedeutende Philosoph X, Autor desselben sehr großen Verlags, verwende »referieren auf«. – Nur ein glücklicher Einfall half mir damals aus der Patsche. (Ich konnte einen noch unüberwindlicheren Autoritätsbeweis führen.) Am Ende durfte ich bei meiner Übersetzung bleiben, mußte allerdings eine Erklärung zu meinem abweichenden und erläuterungsbedürftigen Sprachgebrauch abgeben. Es ist eine lange Fußnote daraus entstanden, bei deren Abfassung ich viel Spaß hatte.

Was ist mit denen – und es werden sehr, sehr viele sein (und leider nicht nur Studenten, sondern auch Übersetzer und ihre Leser, Professoren, Feuilletonisten und so weiter) –, die nie darauf kommen, daß ihr hochfahrendes »Referieren auf« nur ein plattes »Reden über« ist? Wer nicht darauf kommt, der könnte auf die Idee verfallen, sich über den vermeintlichen Unterschied einmal Gedanken zu machen; und eines Tages wird die bahnbrechende Arbeit erscheinen: »Referenz versus Bezugnahme – Zwei differente Konzepte«. Ich erwarte sie fast stündlich. Eigentlich könnte ich sie selber schreiben. Denn was wäre zu tun? Es wäre nur, in gelehrter Ausführlichkeit natürlich, ein Unterschied zu machen, den es nicht gibt, für den sprachlich aber alles vorbereitet ist. Für einen ausgebildeten Philosophen ein Klacks.

»Referieren auf« ist kein Einzelfall, den ich hier hämisch präsentiere. Wenn man erst einmal darauf aufmerksam geworden ist, findet man das geschilderte Phänomen in Hülle und Fülle. Selbst die Leuchten des Fachs bieten uns sprachliche Perlen wie »in Termini von« als Eindeutschung von »in terms of« (statt z. B. eines einfachen »durch«), oder »Instanz« für »instance« (anstelle von »Einzelfall«), »Evidenz« mit dem neuerdings eigens hinzuerfundenen Plural »Evidenzen« für »evidence« (anstelle von »Hinweis« oder »Anhaltspunkt«).

(3) Nun also zum dritten Fall, in dem der Ausdruck im Englischen zwar ein *Terminus technicus* ist, im Deutschen aber nicht. Wiederum ein Beispiel für viele: Im Englischen hat das Wort ›to mean‹ mehrerlei Sinn, für den es im Deutschen verschiedene Wörter gibt. Einerseits ›bedeuten‹, andererseits ›meinen‹, und noch anderes, das ich hier beiseite lasse, nebenher. »The Latin word ›malum‹ means both ›apple‹ and ›evil‹«. Hier heißt ›to mean‹ auf deutsch ›bedeuten‹: Das Wort ›malum‹ bedeutet im Lateinischen sowohl ›Apfel‹ als auch ›Übel‹. ›To mean‹ hat jedoch auch folgende Verwendung: »When Paul said that Harvey is crazy, he meant that Harvey denies his doctrines«. Hier heißt ›to mean‹ auf deutsch ›meinen‹: Als Paul sagte, Harvey sei verrückt, meinte er damit, daß Harvey seine Lehren ablehne. Diesen Unterschied etikettiert der englische Philosoph Paul Grice in seiner einflußreichen Sprachphilosophie in einer für jeden angelsächsischen Philosophen verständlichen Weise: und zwar als den Unterschied zwischen »word meaning« und »speaker's meaning«. So weit, so gut.

Im Deutschen bedurfte es keines Philosophen, um diesen Unterschied sprachlich hervortreten zu lassen; im Deutschen gibt es die schöne Unterscheidung zwischen dem, was die gesagten Worte (und Wörter) bedeuten, und dem, was mit ihnen – oder damit, daß sie gesagt werden – von einem, der sie verwendet, gemeint wird. Der einfachste Wortbestand des gewöhnlichsten Deutsch macht in diesem Punkt einen aufschlußreichen Unterschied mehr als die um so vieles wortreichere Sprache Englisch. Das Englische hat kein eigenes Wort für das Meinen, oder – wenn man will – kein eigenes Wort für das Bedeuten. Im Englischen verschmilzt beides miteinander in einem Wort, und es bedurfte einer besonderen Intelligenz und begrifflichen Feinfühligkeit, es auseinanderzuhalten.

Was geschieht nun aber, wenn Grices Lehren ins Deutsche übertragen werden? ›Word meaning‹ wird übersetzt als ›Wort-Bedeutung‹, und ›sentence meaning‹ als ›Satz-Bedeutung‹ (und so weit ist alles immer noch gut), aber ›speaker's meaning‹ heißt jetzt: ›Sprecher-Bedeutung‹. Und das ist ein schlimmer Hammer; denn bei ›speaker's meaning‹ geht es eben gerade nicht um eine dritte Art von Bedeutung, sondern um's Gemeinte. Der ganze philosophische Witz geht verloren. An seine Stelle tritt ein leeres Wort. Ein Fachterminus des Englischen wird mit einem sinnentstellenden und eigens zu diesem Zweck erfundenen Terminus wiedergegeben. Man mag sich fragen, was die Menschen meinen, die diesen Terminus verwenden. Nichts Klares jedenfalls – oder falls doch, so etwas klarerweise Falsches.

Ist all dergleichen, von ästhetischen Gesichtspunkten einmal abgesehen, halb so schlimm?

Nein, jedenfalls nicht in der Philosophie. In ihr ist die Art von Begriffsverwirrung, die durch die Beispiele der geschilderten Art angerichtet wird, nicht auf die leichte Schulter zu nehmen. Dem empirischen Wissenschaftler steht zu dem, was er sprachlich tut, ein außersprachliches Korrektiv zur Verfügung: seine Daten, die er erklären möchte. Auch der Linguist hat seine Daten, zu denen es einen außersprachlichen Zugang gibt: Sprachliche Äußerungen lassen sich aufzeichnen; Texte sind in mannigfachen Weisen materiell vorhanden; und so weiter. An solchen Daten, die unabhängig von aller linguistischer Theorie gegeben sind, müssen sich die theoretischen Bemühungen des Linguisten letztlich bewähren.

Doch der Philosoph hat nichts dergleichen. Der Philosoph ist allein mit seinen Begriffen: mit denen, die er ergründen will, und denen, mit denen er dabei arbeitet. Wenn die Begriffe, mit denen er arbeitet (oder auch die, die er ergründen will) von vornherein verkorkst sind, dann gibt es eben kein außerbegriffliches Korrektiv, das zu der Hoffnung berechtigen könnte: »Na, wenn da ein ganz grober Schnitzer drin wäre, dann müßte sich das über lang oder kurz ja dadurch herausstellen, daß es in Widerspruch zu den Daten gerät.«

Der Philosoph ist seinen Begriffen schutzloser ausgeliefert, wenn er im guten Glauben mit ihnen arbeitet, als jeder andere. Er müßte deshalb von Berufs wegen höchsten Argwohn gegenüber jeder terminologischen Neuerwerbung haben. Aber manchmal scheint das Gegenteil der Fall zu sein. Und ein angehender Philosoph – etwa ein Hauptfachstudent – kann ja auch gar nicht anders: Er muß ja zunächst einmal die verfügbare Fachterminologie erwerben, um überhaupt zu verstehen, was die wichtigsten philosophischen Theorien besagen. Wenn ihm dabei (beim unschuldigen Lernen) Termini begegnen wie ›Referenz‹, ›Sprecher-Bedeutung‹ oder ›linguistische Kompetenz‹, dann wird er sie aufgreifen wie alle andern auch.

Die Gefahr für das Deutsche als Verkehrssprache der deutschsprachigen Philosophen, auf die ich heute aufmerksam machen wollte, liegt also darin, daß man aus der internationalen Verkehrssprache Fachterminologie fehlerhaft »eindeutscht«. Der entstandene Fachbegriff gibt nicht das wieder, was er wiedergeben sollte. Das Gefährliche daran ist: Wenn es erst einmal eingerissen ist, setzt es sich durch. Und was sich da durchsetzt, ist nicht einfach unschönes Deutsch, sondern etwas, das dazu angetan ist, sich einen falschen (und nicht leicht zu korrigierenden) Reim auf das zu machen, worum es geht und was eigentlich gemeint ist.

Ein Thema für sich wären die unsäglichen Anglizismen aller Art, die viele auf deutsch – sagte ich: auf deutsch? – verfaßte Texte in unserm Fach bis zur Lächerlichkeit entstellen. Bis in die Wortbildung und Syntax wird das Engli-

sche mit erbitterter Bewußtlosigkeit nachgeahmt. Eine These wird »etabliert« – und der Verfasser weiß gar nicht, ob er nun meint, sie werde aufgestellt, untermauert oder gar bewiesen. »Facts about things« tauchen als Tatsachen über Dinge auf – und kaum einem kommt das noch merkwürdig vor. Der Bedeutungsunterschied zwischen ›psychisch‹ und ›psychologisch‹ scheint rettungslos verloren zu sein. Und die Wörter und Wendungen, mit denen wir in der gewöhnlichen Sprache über geistige Phänomene sprechen (Wörter wie ›Schmerz‹, ›Hoffnung‹, ›Absicht‹, usw.), werden jetzt gerne als »mentales Vokabular« bezeichnet – oder drolliger noch: als »mentalistisches« Vokabular. Als ob jene einfachen Wörter irgendwie jener ausgesuchten Auffassung eigen seien, die man als Mentalismus bezeichnet. Wie gesagt, all das und vieles andere desselben Schlags wäre ein anderes Thema als das, worüber ich heute gesprochen habe. Über solche zumeist ärgerlichen (aber nur selten inhaltlich brisanten) Entwicklungen habe ich heute mit Absicht nicht gesprochen. Es ging mir nicht um Anglizismen, sondern um Sinnverlust und Sinnentstellung.

Nicht jeder in meinem Fach sieht diese Dinge so wie ich. Was mich am meisten verblüfft, ist eine gewisse Gleichgültigkeit. Man hat sich vielleicht ein duldendes Gebaren zugelegt oder ist womöglich schon abgestumpft. Wer noch ein Ohr für diese Dinge hat, rümpft gelegentlich – im trauten Kreis – einmal die Nase. Wenn ich in meinem Seminar einmal gegen solche Unbegriffe – denn sie sind ja unbegriffen – wie ›Sprecher-Bedeutung‹ loswettere, sind meine Studenten zumeist von höflicher Geduld; gelegentlich bemerke ich ein feines Lächeln, in dem sich Nachsicht und Belustigung aufs liebenswürdigste mischen: »Jetzt hat ihn mal wieder der Rappel gepackt.«

Eines jedoch wundert mich an alledem. Man mag in der Philosophie versuchen, ohne Sprachgefühl auszukommen, ohne jenes ach so wichtige Hilfsmittel beim Philosophieren. Das wäre gewiß ein bitteres Handicap, aber vielleicht kein unüberwindliches. Wer jedoch in der Philosophie ohne höchst gesteigerte Aufmerksamkeit auf alles Begriffliche auskommen wollte, wäre in ihr von vornherein verloren. Oder fehl am Platz. Gemütvolle Dickfelligkeit gegenüber begrifflichen Details ist eines der sichersten Anzeichen des Fehlens einer philosophischen Ader. Und wenn solche Begriffswurstigkeit ihren Weg bis in die Sprache der Philosophie hinein findet – so, als käme es ja so genau nicht darauf an –, dann liegt darin eine Gefahr für die Philosophie selbst. Man stelle sich vor, die philosophische Fachterminologie des Deutschen würde allmählich immer stärker durchwuchert von solchen Ausgeburten der Ignoranz und des Mißverstehens wie denen, die ich geschildert habe. Philosophie, die diesen Namen verdient, wäre in solch einer Sprache kaum mehr möglich.